

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Vor der Entscheidung	67
Die alten Sprachen. Von Karl Jentsch	76
Wilhelm und Caroline von Humboldt. Von Ludwig Geiger	87
Devisen. Von Eaden	92

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

Abonnementpreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 6.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.**

Alleinige Anzeigen-Aufnahme der Weichenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW 68, Markgrafestr. 59. Pensionsgeber Amt Zentrum 10 860 u. 10 810.

Everth & Mittellmann, Bankgeschäft,

Gegr. 1876.

BERLIN C. 19, Petriplatz 4,

an der Gertraudenstrasse

Gegr. 1876.

vermitteln den Kauf aller Werte,
die durch die neue Verbindung

Berlin - Konstantinopel

Beachtung verdienen.

Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.

BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.

Gegr. 1869

Tel. Zentr. 2105, 5914, 11345.

Gegr. 1869

An- und Verkauf von Wertpapieren.
Vermögens-Verwaltungen. — Vermittelung von Hypotheken und Grundstücken.

Hildesheimer Bank.

Die Aktionäre unserer Bank werden hierdurch zur

30. ordentlichen Generalversammlung

auf Sonnabend, den 26. Februar 1916, mittags 12 Uhr,
in Hildesheim im Bankgebäude
eingeladen.

Tagesordnung:

1. Geschäftsbericht des Vorstandes und Vorlage der Bilanz nebst Gewinn- und Verlust-Rechnung für 1915.
2. Bericht des Aufsichtsrats.
3. Beschlussfassung über die Bilanz und die Gewinn- und Verlust-Rechnung für 1915.
4. Entlastung des Aufsichtsrats und des Vorstandes.
5. Beschlussfassung über Verteilung des Reingewinns und Auszahlung der Dividende.
6. Aufsichtsratswahlen.

Hildesheim, den 2. Februar 1916.

Hildesheimer Bank.

Der Aufsichtsrat.
v. Voigt, Vorsitzender.

Steuerberatung

In all' Ihren
Steuersachen vertritt und berät
Sie fachmännisch
das **Steuerkontor** G. m. b. H.
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 95
Tel.: Amt Lützow 7365
Prospekt „D“ frei.

Sanatorium Schierke
im Oberharz. 640 m. Physikal.-diätet.
Heilanstalt. Mit Tochterhaus „Kurhotel
Bärenberger Hof“ bei Schierke. Wunder-
volle Lage.
Geh. San.-Rat Dr. Haug.
Dr. Kratzenstein.

Wertvolle alte und moderne Kupferstiche

kauft stets zu hohen Preisen gegen
sofortige Barzahlung **Paul Graupe,**
Antiquariat, Berlin W 35.



Berlin, den 12. Februar 1916.

Vor der Entscheidung.

In der pariser Zeitung *Le Matin* erzählten neulich drei namenlos Neutrale, was sie in Deutschland gesehen haben. Einer rühmt sich, mit dem Geleitbrief einer Deutschen Gesandtschaft in das Reich geschlüpft zu sein, von dessen Zustand er ein getreues Bild zu geben trachtet. Die Züge gehen und kommen pünktlich; daß auch der Speise- und Schlafwagendienst nicht eingeschränkt ist, wird verschwiegen. Ankunst in Berlin auf dem Anhalter Bahnhof. Kein Automobil zu haben. Was von solchen Gefährten sichtbar ist, scheint aus vorgeschichtlicher Zeit zu stammen; leicht, auf zwei Holzrädern, in Schlingelinien über das Pflaster. Der Kömmling will in einem Gasthaus am Bahnhof Friedrichstraße wohnen. Zu den Weg (in gemächlichem Trab zwanzig Minuten) braucht er drei Droschken; weil das Pferd der ersten übermüdet, das der zweiten lahm ist. (Während ich das getreue Bild des berliner Lebens beschaute, kam zu mir, in einen Vorort, ein Neutraler in einer Autodroschke; und als er fort mußte, rief ihm das Telephon eine andere herbei.) In der Friedrichstraße und Unter den Linden wimmelt der Orient; Türken, Egyptianer, Levantiner beherrschen die Fußwege. Keine Trauerkleider; auch dieser Wunsch des Kaisers, heiß, ist erfüllt worden; die Witwen und Mütter gefallener Krieger tragen Roth, Gelb, Weissenfarbe. Das Volk soll vor trüber Stimmung bewahrt werden. Dennoch erblickt der Fremde ringsum eine ungemein große Menge Verwundeter; in einem Lazaret des

Westens neunzig Unteroffiziere, die, sämmtlich, an der Ostfront das Augenlicht verloren haben. Wer nun nicht an die Allgewalt der Russenleistung glaubt, lernt wohl selbst vor Jßwolstij's Wahrhaftigkeit niemals Undacht. Der zweite Neutrale berichtet: Nur Greise und Kinder sind noch zu sehen (also wohl auch alle rüstigen Frauen schon im Feld); wo leßere Nahrungsmittel ausgestellt sind, werden die Ladenscheiben zer schlagen (von Greisen und Kindern, versteht sich); jedes Geräth, das irgendein Metalltheilchen hat, wird, sogar Spiegel und Wanduhr, vom Staat in Beschlag genommen; Steuerbeamte gehen von Haus zu Haus und fordern dem Bürger zwei Drittel seines Geldes ab (gegen Quittung: auf deren Einlösung er geduldig warten mag); das Ergebnis dieses Zwanges nennt sich dann Anleihe; die gefangenen Franzosen wären längst verhungert, wenn sie nicht aus der Heimath Lebensmittel erhielten; Alltagschauspiel: die Wärter erbetteln von den Gefangenen Zwieback oder Brotrinde. Der dritte Neutrale hat die große berliner Januarschlacht erlebt. (Von der wißt Ihr nichts? Was erfahrt Ihr, Boches, denn? Hier ist ein Augenzeuge; hier giebt's kein Geslunker.) Alle Schänken und Kaffeehäuser geschlossen. In allen Hauptstraßen Reiterposten. Rührt nicht: eine ungeheure Menschenwoge wälzt sich durchs Brandenburger Thor, wo die Wachmannschaft den Wehrdienst weigert; und brandet bis vor das Zeughaus. Weil zwei Landsturmcompagnien dem Befehl, in die Menge zu schießen, nicht gehorchen, knattern zwei Maschinengewehre los; sechzig Tote und dreihundert Verwundete werden vom Platz geschleppt. Dem Neutralen fehlen die Worte, die seinem Entsetzen Ausdruck gäben; er kann nur noch stammeln, das Stadtbild sei, mit den abgesperrten Straßen, den zum Schuß bereiten Wachposten, düsterer als je eins, das er im Gebiet des Belagerungszustandes sah . . . Die Berichte sind am siebenundzwanzigsten Januar und am ersten Februar veröffentlicht worden. Nicht einer ihrer Sätze ähnelt der Wahrheit. Millionen ist's Manna.

Auch Le Temps hat seinen Neutralen. Der nennt sich Hendrik Hudson (ist aber gewiß nicht Skandinave, Niederländer, Amerikaner) und schreiet „von der Höndelöyge wrenge“ (wahrscheinlich also aus der Schweiz). Was? Daß, im vorigen Frühling, der Reichstag den Eintritt der Fraktionsführer in die Regierung

erzungen hätte, wenn die Russen nicht durch den Frontbruch bei Gorlice zum Rückzug genöthigt worden wären. (Der Plan ist, wie mancher andere zuvor und danach, aufgetaucht, beplaudert und still wieder beigelegt worden.) „Ein Zeugniß von der Wandlung deutschen Wesens.“ Für Herrn Hendrik Hudson. Der hat allerlei Tratsch erlauscht und baut den Franzosen nun sein nettes Deutschland auf; ein Spielschachtelreich in falsch gestellte Coullissen. (Beispiel: Die Zeitungscensur wird ins Polizeipräsidium einquartirt.) Aus dem Munde der Journalisten tönt die Klage: „Wir werden von den Behörden wie Kinder oder Schafsköpfe behandelt.“ Das Auswärtige Amt ist in stetem Zwist mit den Militärcensoren und kann sich nur mit dem General von Moltke verständigen. Der Kanzler hat schon in Friedenszeit die Gunst der Juden erschmeichelt, die den wichtigsten Theil der Presse beherrschen, und erntet jetzt den Erfolg langen Mühens. Die ersten Kriegesmonate brachten die größten Tageszeitungen in Lebensgefahr. Die Anzeigen schwanden und Herr Rudolf Mosse selbst mußte den Zusammenbruch seines Hauses fürchten. Ein Bißchen hat sich seitdem gebessert; fast alle Anzeigen aber gelten dem Kriegesbedarf. Die drei mächtigsten Preßconcerns werden von Herren geleitet, deren Meinung Wachs in der Hand der Regierenden ist; Einer war Rath im Auswärtigen Amt, der Zweite ersehnt Orden, der Dritte ist selig, wenn er am Tisch des Staatssekretärs mitessen darf. Harden zeigte im August 1914 das frechste Siegesbewußtsein; er sagte voraus, daß die Armee des Generals von Kluck die Franzosen bis nach Toulon jagen werde. Nach den Kämpfen an der Marne und am Yser wurde er vernünftiger. In seiner Zeitschrift; in öffentlichen Reden sprach er so kriegerisch wie zuvor. Dieses Doppelspiel war schlau, doch nicht gerade anständig. Als er es ausgegeben und zugestanden hatte, daß noch nirgends Entscheidung erstritten sei, wurde seine Wochenschrift verboten; fortan soll sie in der Schweiz erscheinen. Wieder ein Wandlungszeichen. Der Mann, der sich selbst verbannt, ist durchaus nicht der einzige, der die Niederlage ahnt. Die Zuversicht, in der Alles paradiert, ist erheuchelt. Dem Volk wird die Wahrheit gehehlt; durch dieses Dunkel strauchelt es in grause Gefahr. . . Sagt Hendrik Hudson. Haben Pascal und Voltaire so für Aufklärung gewirkt?

Frankreich, daß die Bundesgenossen mit Berichten speist, ist gewiß, daß nur der Schrecken noch die Enthüllung der Reichsohnmacht hindert. „Man heuchelt, entstellt und fälscht; mit aller Gewalt will man den Einsturz verzögern, den man doch als unvermeidlich erkennt; das Auge soll an der Wirklichkeit, die sich ihm aufdrängt, zweifeln lernen.“ (Zweifeln lernen, daß französische und russische Provinzen, daß Belgien, Serbien, Montenegro von den Heeren Deutschlands und seiner Waffengefährten besetzt sind?) „Die Deutschen wollen auch den Schein der Unruhe meiden und hoffen, ihre Larve werde uns täuschen.“ Verlogene Kanibalen. So waren sie immer. Im Temps wurden am ersten Februar Bruchstücke aus einem neuen Buch des Herrn Dr. Le Bon veröffentlicht. Der weiß, daß schon Louvois nur durch Germanenwildheit genöthigt wurde, die Pfalz hart anzupacken. („Wenn die Deutschen sich nicht zu anständiger Kriegsführung entschließen, müssen wir sie an Grausamkeit überbieten“: daß der Kriegsminister des Sonnenkönigs diesen Satz schrieb, genügt doch wohl als Beweis.) Herr Le Bon, dessen Psychologenversuche in Deutschland allzu freundlich beurtheilt wurden, weiß auch, daß Bismarck gesagt hat: „Die richtige Strategie fordert nicht nur, daß man die feindliche Streitkraft schlägt, sondern auch, daß man die Bewohner des feindlichen Landes drückt und peinigt, bis das Uebermaß des Leidens sie zwingt, ihre Regierung um Friedensschluß zu bitten. Man darf diesen Leuten nichts lassen als die Augen, die den Krieg beweinen.“ Die Sätze sind aus Buschs erstem Bismarckbuch; doch hat nicht der Kanzler des Norddeutschen Bundes sie gesprochen, sondern, am achten September 1870, in Reims, der amerikanische General Sheridan, dessen Lehre die Preußen „beachtenswerth, doch ein Wenig herzerlos“ fanden. Thut nichts: Der Märker wird verbrannt und Louvois in die Glorie gehoben. „Muß im Kampf gegen solchen Feind nicht jedes Mittel angewendet werden, das die Zermalmung der Barbaren beschleunigen kann?“ Kein erlangbares wäre unversucht geblieben. Wortzauber hert es nicht herbei. Deshalb mahnt selbst General De Lacroix die Landsleute, nicht, ungeduldig, auf raschen Sieg zu rechnen. Wie im amerikanischen Abfallkrieg, spricht er, wirds. Von 1861 bis 64 hat der Süden fast immer gesiegt, der Norden Fehler gemacht, Enttäuschung und Niederlage erlebt. Doch die vereinten Nordstaaten hatten die Seeherrschaft, den Ausfuhrhandel, die höhere Menschenzahl und

waren drum schon Sieger, als sie stüchtigem Blick noch besiegt schienen. Der Süden konnte Schlachten gewinnen, nie aber das Heer des Feindes vernichten. Eben so unerreichbar fern ist diese Möglichkeit heute den Deutschen; trotz ihrer bewundernswerthen Organisation, ihrer gründlichen Erziehung zum Krieg und der Behendheit ihres Generalstabes. Was war, wird wieder sein. Was in dem Amerikanerkrieg war? In dem hatte Sheridan mitgesprochen; und die Erfahrung gesammelt, deren Frucht er in Reims die Deutschen schmecken ließ. Wer dem General De Lacroix glaubt, darf im Drang der Noth vor dem Rath des Amerikaners nicht schaudern. Der nicht, dem eines Volkes Schicksal anvertraut ist.

In der Lügenmauer, aus der heute wieder ein paar Steinen gelöst wurden, nistet der Feindesglaube an Sieg. Seit die Russen aus den Karpathen getrieben wurden, hat keine der wider uns verbündeten Mächte irgendeinen Vortheil aus Europa geheimt; und alle schwören dennoch, nicht nur mit der Lippe: „Der Sieg ist uns gewiß.“ Was können wir dagegen thun? Jeder Gewissenhafte mühte nach einer Forscherfahrt durchs Deutsche Reich bekennen, daß die Lebensführung zwar theurer und minder bequem, doch von allgemeiner Noth nichts zu spüren ist. Woher käme sie einem Lande, das in achtzehn Monaten ein paar Duzend Milliarden in Umlauf gebracht und nur Bruchtheilchen davon über die Grenzen geschickt hat? Männermangel und Nährstoffschwund, Angst und Aufruhr: erlogen. Die Angabe, daß den Bürgern Bargeld, Uhren, Spiegel, Lampen, Rahmen, Erzeugnisse des Metallkunstgewerbes abgefordert werden, klingt dem Ohr Erwachsener so glaublich wie die Gruselmär von Pflichtweigerung deutscher Krieger und von Maschinengewehren, die Frauen und Kinder auf Pflaster schichten; noch wüster als die Kunde von dem Zeitungshäupling, dem Frühstück die Ueberzeugung abkauft, und von dem Wochenschriftleiter, den „Schlau“ dünkt, in Rede und Schrift, vor der selben Menschenschaar, sein Urtheil zu spalten. Nie waren ansehnliche Landgüter so hoch im Preis. Nie wurden Juwelenhändler so viele Prunkstücke aus dem Glasschrank geholt. Ein schrumpfendes Gewerbe schafft Staat oder Gemeinde Ersatzaufträge. Mütter und Mädchen finden leichter als je Lohnstellen. Die Ernährung weicht manchmal (nicht oft genug) von Alltagsgewohnheit. Essen wir Elephanten und Ratten und zählen, wie

die belagerten Pariser (die auch Brotkarten hatten), für ein frisches Ei drei Francs und einen halben? Kann in einem Gebiet, das von Antwerpen bis nach Kleinasien, vom Tsonzo bis an die Dvina reicht, an Ost- und Nordsee, Adriatisches und Schwarzes Meer, Alpen und Kaukasus grenzt, Hungerstoth werden, die das Leben gefährdet? Kommt, ehrlich Neutrale, zu schauen. Ihr werdet nicht darben, sogar, wenn Ihr Lust und Geld habt, schlucken; und den kräftigen Puls alles Seins bestaunen. Euer Zeugniß könnte dem Erdtheil ungeheuren Dienst leisten. Die Lügenmauer in Trümmer posaunen. „Unwahrscheinlich. Deutschland will Frieden; seine Feinde wollen Fortsetzung des Krieges. Damit ist bewiesen . . .“

Daß Deutschland dem Ziel nah, der Feind ihm ferner als am ersten Kriegstag ist. Und dieses Zieles Schranke war nie der Wunsch gellebt, England, Frankreich, Italien, Rußland nebst ihren Schützlingen zu vernichten oder in Hörigkeit zu schnüren. Der Gewinner hat das Recht (und, wo es um unwiederbringliches Menschheit, gut geht, auch die Pflicht), Frieden anzubieten. Solches Angebot erniedert ihn nicht, sondern breitet sein Ansehen; zeugt von Kraft, nicht von zager Schwachheit. „Die Deutschen möchten Unvermeidliches meiden.“ Richtig: im Fortgang des Krieges Unvermeidliches, das aber durchaus nicht ihnen allein Schaden androht. Sie möchten nicht gezwungen sein, neue Erdtheilsstrecken zu verwüsten und den Reigen des Todes ins Doppelte zu verlängern. Vor sechs Monaten konnten sie sich in Vertheidigung bescheiden; das Eroberte halten, nützen und dem Feind sagen: Wir regen uns nicht, bis Du uns in Abwehr schwingst. Jetzt ist es zu spät. Die Vorbereitung des Handelns, das Entscheidung bringen könnte, ward von den Feinden verzaudert; heute noch stöhnen sie über Einheitsmangel und berathen, wie Dichtung der Lücke erwirksam sei. Alle Ozeane und vier Kontinente sind ihrem Willensdrang offen; die Hälfte der Menschheit ist ihnen verpflichtet. Dürfen wir warten, bis sie dem Feinde den Gestoß, die Linie der Kriegswirtschaft abgeduckt haben und uns leiz endlich die Noth beschleicht, die jetzt nur Lügen-spuk ist? Männer können nicht leugnen, daß die dritte Ueferbestellung schwieriger als die zweite würde, daß zwar nicht die Mannschaft, doch wichtiger Rohstoff schwer zu ergänzen wäre und der Geldeaufwand ins Uner-schwingliche wüchse. Nach drei Sperrjahren wären auf den Hauptmärkten auch die Plähe besetzt, von denen Deutschlands Gewerbe und Handel nicht zu verdrängen schien.

Dürfen wir warten? Des Feindes Sehnen nach Hinauszerrung giebt die Antwort: Nein. Niemals der Vollstrecker feindlichen Willens zu werden, mahnt das oberste Kriegsgefeß (Bonapartes und Clausewitzens). Selbst die Gewißheit, gegen Erschöpfungskrieg gefeit zu sein, darf uns nicht bestimmen, ihn als Fremdlingsgesbott hinzunehmen. „Noch ist Frist zu Verständigung; kurze. Wir wollen nicht, daß Europa arm und wüßt, Weltbummlern ein Can-nae und Pompeji werde. Unsere Heere haben gewaltige Siege erfochten und sind nirgendß geschlagen worden. (An Marne und Oser war Fehlschlag, nicht Niederlage.) Staatsvernunft warnt uns aber vor Ueberspannung der Bogensehne. Eure Streitkraft ist nicht zerschellt; der Schild Eurer Waffenehre unverbeult. Aus der Erkenntniß, daß diesem Krieg, als dem grauesten Unheil in aller Menschheitsgeschichte, schnell das Ende bereitet werden muß, und aus nüchterner Wägung der Kräfte und Entwicklungsmöglichkeiten kann Friede werden; haltbarer, der seine Würde befubelt, kein Wurzelrecht ausjätet, den Weg in mähliche Versöhnung, in Europäereintracht nicht verriegelt. Eine den neuen Machträngen angepaßte Begrenzung der Wehrkraft ist denkbar (im Besiß des unentbehrlichen Athemraumes braucht eine Nation sich nicht mehr so hart zu panzern, als müsse sie ihn erst dem Schwert anderer Gerüsteten abtuchen); denkbar auch eine Kriegsschuldgemeinschaft, die dem Willen zum Frieden ein fester Gurt würde. Wollt Ihr aus Lügennebel in Klarheit, aus dem morschen Schaupomp unterspülter Paläste in saubere Hallen ehrlich schlichter Arbeitgenossenschaft, die in einem Menschenalter einen Theil des Schadens von gestern und heute zu tilgen vermöchte? Ihr werdet uns nicht unbillig finden. Sollen die Ueberlebenden fühlen, daß der Krieg, trotz all seinen Gräueln, Europas weiße Menschheit vorwärts geführt, den Gefallenen also ein nie verwitterndes Denkmal errichtet hat, oder soll Euren Leuten, in Gruft und Wohnstatt, auch fortan vorgegaukelt werden, die starken, eigensinnig tüchtigen Deutschen seien so niederzuwerfen, daß sie in absehbarer Zeit nicht wieder aufstehen können? Noch ist zu Verständigung Frist; kurze.“ So müßte Deutschland jetzt sprechen; nicht in Gewisper: laut, daß die Völker, nicht nur deren Schmaroher und Schmeichler, es hören. Ohne Gequalm die Grundmauer zeigen, auf der Friede ruhen könnte. Wird die Ladung als Schwachheitszeichen verschrien: einerlei. Wird sie abgelehnt: im Glanz des

Siegers hätte Deutschland die letzte Pflicht erfüllt, die es in seinem Gewissen dem Erdtheil, der Menschheit schuldig war.

Vor der Vernunft, vor dem Ethos aller Erdenbewohner wäre dann erwiesen, daß unsere Feinde nicht, wie der Edle, der in Schicksalsverhängniß geschleudert ward, das Ende allgemeiner Pein, sondern die Verstümmelung des lästig Starken erstreben; daß wir uns Lebensrecht kämpfen müssen. Wer dürfte danach je noch wagen, den Deutschen Geduld und Wahrung alten Brauches zu empfehlen? Dann würde Krieg, wie noch heute kein Hirn ihn träumt. Krieg, dessen Recht jeder neue Tag geböre, wiedergeböre. Wie nur Mythos und Geschichte der Thierheit ihn ahnen ließ. In die Zange der Wahl zwischen jämmerlichem Frieden und Zermürbung durch langen Krieg (mit dem Trost, daß er auch den Erdtheil, Feinde wie Freunde, versiecht) sind wir nicht zu klemmen. Wir warten nicht, bis Euch beliebt, die Gewichte auf den Wägschalen zu prüfen. Muß gestorben sein: wir bestimmen die Stunde. Kein neutraler Staat könnte uns zumuthen, an seinen Vorthell, sein Behagen eher als an unseres Lebens Sicherung zu denken. Ist der Haber mit den Vereinigten Staaten (auf deren Waffen und Munition unsere Feinde nicht mehr angewiesen, deren Milliarden-aufträge, bis auf Viehbesel, ausgeführt sind) mit irgendeiner anständigen Formel zu überpfastern: weder Wortknirder noch Reuegeldknauser wollen wir sein; die anglo-amerikanische Zwiesprache über Ausfuhracht und Baumwollbann würde danach rasch hüzig. Sehnt Britannien sich aber in den Beweis, daß wir's aus Tauchbooten und Luftfahrzeugen nicht in das Herzkammerrohr treffen können, will es erst nach diesem Beweis die Friedensfrage erörtern, dann müssen die Vereinigten Staaten sich in die Gewißheit schicken, daß kein Bedenken noch den Unterseekrieg lähmen, kein Stern und kein Streif ein Schiff in der Kriegszone schützen wird. Was ihnen vor fünfzig Jahren gegen die Südstaaten gelang, soll im Dauerkrieg wider Deutschland der Uebermacht nicht gelingen. Die Hoffnung der De Lacroix ankert in Schlamm. Wir sind nicht matt, nicht furchtsam; neunzehn Monde haben unseren Entschluß nicht gebleicht. Würdig glimpflicher Friede, der gesund altern kann: willkommen. Entmarkung der deutschen Schlagkraft: Nein. Unversehrt soll sie Muthigen Schicksal erstreiten.

Die alten Sprachen.

Im letzten Heft des vorigen Jahrganges der „Zukunft“ habe ich gezeigt, wie der Neuhumanismus aus abergläubigen und verschrobenen Fanatikern wieder Menschen und Christen gemacht hat. Dabei erwähnte ich, daß Paulsen den Neuhumanismus ein wenig spöttisch behandle. Der Spott des Pädagogen gilt der Mengstlichkeit, mit der die Begründer des Humanistischen Gymnasiums, um dessen Grundidee, die Erziehung zur Humanität, vor Verunreinigung zu bewahren, jede Rücksicht auf den praktischen Nutzen abwehrten. Eine dahin zielende Aeußerung Passows fertigt er mit der Bemerkung ab: „Man sieht, der Verfasser ist ein rechtschaffener Sohn jenes sichtlichen sogenannten Idealismus, der nichts mehr verachtete als gesunden Menschenverstand und faßliche Ueberlegung einer Sache aus dem Nützlichen und Möglichen.“

So wollen wir denn im Sinn Paulsens die große pädagogische Streitfrage der Gegenwart ganz praktisch anfassen. Drei Stände brauchen die alten Sprachen zur Ausübung ihres Berufes: Theologen, Philologen und Historiker; so lange man diese drei Stände nicht abschafft, muß es Schulen geben, in denen Lateinisch und Griechisch gelehrt wird. Angehörige anderer Stände würden diese Sprachen wenigstens nicht gern entbehren. Unsere Juristen haben ja jetzt statt des Corpus Juris das Bürgerliche Gesetzbuch; aber die wissenschaftlich Gerichteteten unter ihnen werden auf die Kenntniß der altrömischen Gesetzbücher, die so großen Einfluß auf die Gesetzgebung der europäischen Völker hatten, nicht verzichten wollen; und viele Aerzte, Physiker, Chemiker, Biologen würden es als einen unwürdigen Zustand empfinden, wenn sie die vielen Fachausdrücke ihrer Wissenschaft auswendig lernen müßten, ohne Bedeutung und Ableitung zu kennen. Bilden sie doch täglich neue. Haedel wäre gewiß sehr betrübt gewesen, wenn er Glüdlicheren hätte überlassen müssen, seine Hypothesen mit so klangvollen Namen wie Perigenesis der Plastidule zu schmücken.

Eduard von Hartmann hat zur Erleichterung der Jugend vorgeschlagen, daß Latein zu streichen und nur das Griechische beizubehalten, das wegen des Werthes der griechischen Literatur nicht entbehrt werden könne. Er hat nicht daran gedacht, daß das Lateinische die Kirchensprache der Katholiken ist. Oder vielleicht hat ihm gerade die Absicht, dem Katholizismus einen Streich zu versetzen, diesen Vorschlag eingegeben. Denn er haßte die Katholische Kirche, weil er zwar zwei große Fächer, die Philosophie und die

Naturwissenschaften, vollkommen beherrschte, historisch aber nicht genügend gebildet war, um die Leistungen der Kirche in der Vergangenheit würdigen zu können, und mit dem katholischen Leben der Gegenwart niemals in Berührung gekommen war. Die Katholiken im Reich sind mächtig genug, ein solches Attentat abzuwehren, und sie würden es um so sicherer thun, weil die lateinische Sprache ein Element der Stärke des Katholizismus ist. Täglich beten Tausende von Priestern: „In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum; dieses non confundar klingt und wirkt ganz anders als das matt sich hinschleppende: „Ich werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden.“ Jedenfalls aber hat Hartmann daran nicht gedacht, daß ohne Kenntniß des Lateinischen die deutsche Geschichte nicht studirt werden kann. Sind doch deren Quellen bis ins dreizehnte Jahrhundert fast sämmtlich lateinische Schriftwerke; und heiße Vaterlandsliebe trieb den Freiherrn vom Stein zur Gründung der Monumenta, in denen sie gesammelt werden.

Die Literaturschätze des Alterthums, meinen die Gegner des Humanistischen Gymnasiums, vermittle ja unserem Volke Reclam wirksamer als dieses Gymnasium. Doch Uebersetzungen sind nicht ohne Uebersetzer zu haben und die alten Uebersetzungen können nicht in alle Ewigkeit immer wieder unverändert abgedruckt werden, weil jede lebendige Sprache sich langsam ändert und die Ansprüche, die der neue Stil erhebt, nur durch neue Uebersetzungen befriedigt werden können. Daß keine Uebersetzung das Original ersetzt und daß darum kein Kenner auf dieses verzichten mag, braucht Wissenden nicht gesagt zu werden. Außerdem eignen sich nicht alle alten Literaturwerke zur Verbreitung im Volk. So möchte ich von zweien der drei platonischen Dialoge, die als Kunstwerke unvergänglichen Werth haben und noch von keinem Nachahmer erreicht worden sind: Phaedon, Phaedrus und Symposion, eine Reclam-Ausgabe nicht empfehlen, weil beide das gefährliche Thema vom Groß behandeln*). Und doch bildet die Kenntniß gerade

*) Aus dem selben Grund verzichte ich darauf, in einer allgemein zugänglichen Zeitschrift ausführlich nachzuweisen, daß dieser Groß nichts gemein hat mit orientalischen Lastern, wenn auch (wie denn in der menschlichen Natur Göttliches und Thierisches wunderbar verknüpft sind) die von ihm Ergriffenen in Gefahr schweben, jenen zu verfallen, vor welcher Gefahr Sokrates sehr nachdrücklich gewarnt hat. Zwei Anekdoten wenigstens mögen zeigen, daß der Groß nicht gewissen Drüsen des Unterleibs, sondern der ästhetischen Region der Großhirnrinde entstammt. Unter Gefangenen, die der Barbarenkönig Seuthes niedermehren ließ, war ein schöner Knabe, den der Olympthier Episthenes

dieser beiden Werke einen wesentlichen Bestandtheil vollendeter Bildung. Denn der Phaedrus zeigt, wie die Schönheit als Abglanz des Göttlichen uns die Sehnsucht nach der ewigen Heimath weckt, und legt so den Grund zu einer christlichen Aesthetik; das Symposion aber definirt den Eros als den Trieb, in schönen Seelen Schönes zu zeugen, und erschließt so die höchste Auffassung der Jugend- und Volkspädagogik, die namentlich den in der Volkserziehung so einflußreichen Novellisten Gesetz des Schaffens sein sollte.

Endlich werden wahrscheinlich führende Geister die Kenntniß

losbat. Seuthes fragte: „Willst Du vielleicht selbst für ihn sterben?“ Episthenes hielt seinen Nacken hin und sagte: „Schlage zu, wenn der Knabe Dich heißt.“ Dieser wollte Das nicht, sondern bat, der König möge doch, Weiden das Leben schenken, was auf Xenophons Fürbitte der Barbar that, lachend über diese komischen Griechenläuze. Xenophons Symposion ist zwar kein historischer Bericht, sondern ein Lehrdrama in Dialogform, aber es liegt ihm ohne Zweifel eine wirkliche Begebenheit zu Grunde: das Fest, das Kallias zur Ehre des Autolykos gab, des Siegers im Pankratien der Knaben, der, wie wir aus Plutarchs Lysander erfahren, später ein angesehener Athlet geworden und als ein Opfer der Gefälligkeit der Dreißig Tyrannen gegen die Spartaner umgekommen ist. Die Gäste verzehrten ihr Mahl schweigend, weil Keiner von der Schönheit des Autolykos ungerührt blieb (ὁμοῖα οὐκ ἔμελλε τὴν ψυχὴν ὑπὲρ ἔχειν). Es kann nur die Schönheit des Autolykos gewesen sein, die so mächtig wirkte, da die Körperbildung des Bekleideten Dastehenden nicht zur Geltung kommen konnte (Frauen und Knaben, die an Gelagen der Männer theilnahmen, lagen nicht, sondern saßen). Und diese von der Schönheit eines Knabengesichtes überwältigten Männer waren durchaus nicht „pervers“. Die Pantomime Dionysos und Ariadne, die den Schluß des kleinen Festes bildete (vor ihrem Beginn war, nach den strengen Grundsätzen hellenischer Sittlichkeit, der Knabe mit seinem Vater heimgeschickt worden), erregte eine so lebhafteste Sehnsucht nach weiblicher Umarmung, daß die Verheiratheten ihre Pferde satteln ließen, um zu den Gattinnen zu eilen, die Ledigen aber schworen, sie wollten allernächstens heirathen. Welche unüberbrückbare Kluft liegt zwischen solchem hellenischen Wesen und der wüsten Roheit der 1. Mose 19 beschriebenen Szene! Aus diesem Sumpf das Auserwählte Volk durch wunderbare Leitung der Geschichte dieses Volkes und durch die Jahrhunderte lange Arbeit der Propheten herauszuziehen, ist der göttlichen Vorsehung endlich gelungen. Eine ähnliche Roheit, der ein Weib zum Opfer fiel (Richter 19), hatte einen Ausrottungskrieg gegen den Stamm Benjamin zur Folge. Die völlige Ausrottung wurde durch einen Kniff abgewendet, aus dem die römische Sage vom Raub der Sabinerinnen entstanden zu seinscheint.

der alten Sprachen darum erhalten wollen, weil die Leiter des Staates den historisch-politischen Inhalt der alten Literatur nicht entbehren können (unsere Politiker sind jetzt ohne Zweifel dem Geschichtschreiber Eduard Meyer sehr dankbar dafür, daß er sie in seinem Kriegsbuch „England“ an eine Aeußerung des Polybius über die Punischen Kriege erinnert) und weil sie den höchsten Beamten die formelle Bildung sichern wollen, die durch das Erlernen dieser Sprachen erworben wird. Nur Unkundige können bestreiten, daß der wunderbar feine Bau dieser Sprachen die beste Schule praktischer Logik ist, mit ihrem Reichthum an Tempora, Modi und Konjunktionen und der strengen Gesetzmäßigkeit des Gebrauchs dieser Sprachformen im scharfen Unterscheiden und im Wahrnehmen feinsten logischer Beziehungen übt und zugleich den Sinn für korrekte, schwallstlose Darstellung und für Ausgestaltung jedes Schriftsatzes zu einem Kunstwerk anerzieht. Victor Bérard schreibt in seinem Werk *Les Phéniciens et l'Odyssée*: „Wer mit den alten wie mit den neuen Hellenen gelebt hat, muß zugeben, daß die Phantasie nicht ihre herrschende Seelenkraft ist und auch nicht die Quelle ihres künstlerischen Schaffens. Originelle Erfindung verlangen sie nicht. Haben ihnen auch schon zwanzig Dichter die Leiden eines Oedipus geschildert, so mag es der einundzwanzigste ruhig noch einmal thun, ohne an der Fabel Etwas zu ändern. Wenn nur das neue Werk regelrecht und harmonisch gestaltet ist, nichts Uebertriebenes und Gewaltthätiges darin abströmt, wenn es der Ausdruck einer im Gleichgewicht ruhenden Vernunft ist, die saubere und sorgfältige Ausführung durch keine Spur von Schleuderei entstellt wird, wenn das Ganze ein zwar vereinfachtes, aber treues Abbild der Wirklichkeit bietet, so mag dieses Werk immerhin der Originalität entbehren und sogar nur Alltäglichkeit bringen: dem Hellenen wird es echt griechisch und der Hochschätzung der Kenner werth erscheinen. Man giebt ja wohl zu, daß sich die Menschen durch die Hautfarbe unterscheiden; warum will man die Unterscheidung der Gehirne nicht zugeben, nicht einsehen, daß die religiösen Vorstellungen der Rassen sehr verschieden von einander sind? Auch der ganz vertörnte (turquisé) Grieche denkt noch in Syllogismen; die übrigen Nationen können Das nur, so weit sie Schüler des griechischen Humanismus sind. Die Hirne mancher Völker widerstreben geradezu dieser Denkform. Die Araber von heute pflegen, gleich den Hebräern des Alterthums, ihre Wahrnehmungen aneinanderzureihen, ohne sie logisch mit einander zu verfetten. Für diese Operation haben die semitischen Sprachen nicht das nöthige Werkzeug; ihnen fehlen

die Konjunktionen und manche Verbalformen. Das hellenische Hirn ist ganz eigenthümlich geartet. Die Grundregel seines Denkens lautet: Jedes vom Menschenverstande aufgestellte Gesetz gilt unbedingt für alle Erscheinungen des Universums. Und da meint man, daß die Griechen gleich den Rothhäuten Totemisten gewesen seien und eine aus Thiermythen abgeleitete Religion gehabt haben? Die neueren Sprachen nun haben sich allesammt — am Meisten die englische — in dem von Bérard beschriebenen Sinn einigermaßen semitisiert, können deshalb das Griechische als Werkzeug der Schulung im Denken nicht ersetzen. Man spottet über die ungeheuerlichen Schachtelsätze in den Entscheidungen unserer Gerichtshöfe; und als Stilproben wirken sie ja auch komisch. Aber die Fähigkeit, solche Sätze zu bilden, offenbart einen hohen Grad von Kraft und Feinheit des Denkvermögens, zweier Eigenschaften, deren die Richter zur Ausübung ihres Berufes bedürfen und die sie sich am Periodenbau der Alten erworben haben, den sie, allerdings im Widerspruch zum Geist unserer Sprache, nicht eben sehr geschmackvoll nachahmen. Das Werkzeug ohne Nachahmung benützen können: Das erst ist die reife Frucht der formellen klassischen Bildung. Wenn ein Primaner einige Seiten des Thukydides in gutem Deutsch sinnetreu wiedergibt, so beweist er damit Dreierlei: daß er ein hohes Maß von Denkkraft erworben hat, daß er Verständniß für politische und geschichtliche Dinge besitzt und daß er seine Muttersprache so vollkommen beherrscht, wie er es wahrscheinlich nicht vermöchte, wenn er die alten Sprachen nicht bewältigt hätte. Kein besseres Mittel, das Denkorgan bis ins höchste Greisenalter geschmeidig zu erhalten, als die Lecture griechischer Klassiker und Horazens verzwickte Konstruktionen. Gewiß: auch die Mathematik schult die Logik, aber nur einseitig, an toten Raumgebilden und noch toteren Zahlen, während das Sprachenlernen gleich vom ersten Übungsfächchen an ins volle, reiche Menschenleben einführt mit Denkprüchen, Weisheitsregeln; Szenen vorführt, geschichtliche, geo- und ethnographische Stoffe, poetische Kunstwerke darbietet. Wie müssen sich Primaner gepadt fühlen, wenn sie jetzt, während des Krieges, im Thukydides die Präliminarien des Peloponnesischen Krieges lesen, die so lebhaft an die des Weltkrieges erinnern, und wenn ihnen an Thukydides, Polybius und Livius die Kriegsmoral und das Völkerrecht erläutert werden, die jetzt in der Presse Gegenstand so unsachgemäßer Erörterungen sind, daß ein Unwissender in einem hochangesehenen Blatt, ohne sofort widerlegt zu werden, behaupten durfte, die Alten hätten kein Völkerrecht gekannt, ihnen hätten die Bedingungen für ein solches gefehlt.

Weichherzige Freunde der Jugend wenden ein: Mag sein; aber warum so Viele zu der Plage verurtheilen, die nur für Wenige, ihres zukünftigen Berufes wegen, nothwendig ist? Ganz meine Meinung. Für diese Mehrheit gründe man neue Bürger- und Realschulen, schicke auch alle wenig Begabten, seien es Proletariatsprählinge oder Kommerzienrathsföhne, gleich aus der Volksschule in die Werkstatt, auf den Acker, in den Pferdestall, oder wo sie sonst am Besten tauglich sind. Schon Herbart hatte gefordert, die Knaben sollten im zwölften Jahr je nach ihrer Begabung entweder dem Gymnasium oder der Realschule zugewiesen werden oder auf die Volksschulbildung beschränkt bleiben. Es ist vernünftig, daß man jezt, um die Entscheidung nicht zu treffen zu müssen, einen gemeinsamen Unterbau fürs Gymnasium und die Realschule einrichtet; man könnte aber noch weiter gehen und die Befähigungsprüfung schon in der Volksschule ermöglichen, indem man in deren Stundenplan für die drei letzten Jahrgänge Französisch oder Englisch oder Beides aufnahme. So fände man die für Sprachen Begabten heraus. Die Realisten sind ohnehin leicht zu erkennen, da die Volksschule ja Naturkunde und die Elemente der Mathematik, manchmal auch Handfertigkeiten lehrt. Denen, die aus der Volksschule gleich in die Werkstatt oder Fabrik, in den Laden oder den Pacht Hof abgehen, werden die paar französischen oder englischen Brocken, die sie mitnehmen, so wenig schaden wie jezt unseren Kriegern die in Frankreich ausgelesenen. Machen doch auch nur wenige der akademisch Gebildeten im späteren Leben von Allem, was sie auf dem Gymnasium gelernt haben, Gebrauch. Woraus man eine weitere Waffe gegen dieses schmiedet: „Wie viele Gerichts- und Regierungsräthe lesen denn den Homer und Plato überhaupt noch und wie viele lesen ihn in der Ursprache?“ Worauf mit der Gegenfrage zu antworten ist: Wie viele Pfarrer, Historiker, Philologen und Staatsanwälte vergnügen sich denn Sonntags und am Felerabend mit dem Differenziren von Gleichungen und mit geometrischen Konstruktionen? Einem Theil der Gymnasiasten könnte übrigens dadurch Erleichterung verschafft werden, daß das Griechische für fakultativ erklärt und den darauf Verzichtenden zur Erlernung einer oder einiger neueren Sprachen Gelegenheit geboten würde.

Aber ist denn das Erlernen der alten Sprachen wirklich eine so grausame Marter? Für den Sextaner gewiß nicht. Er steht noch in dem Alter, wo „Auswendiglernen“, das Nachplappern unverständener Wörter, Sätze, Verse Vergnügen macht. Das Kind

ist mit einem wunderbaren Wortgedächtniß begabt; und die Ausübung jeder Fähigkeit bereitet eben dem gesunden Menschen Genuß. Ich habe einen kleinen Jungen, der eben lesen gelernt hatte, den Hans Hudebein, den Unglücksraben, herfagen hören, den er zu seinem Vergnügen gelernt hatte; er schrie das lange Gedicht vor einer größeren Gesellschaft höchst ernsthaft herunter, ohne von der *Vis comica* des Unsinnß eine Ahnung zu haben. In Quinta, wo zusammenhängende Stückchen, Fabeln und Anekdoten, gelesen werden, erregt schon der Stoff Interesse; und dieses Interesse läßt sich von Stufe zu Stufe steigern, wenn die Lehrer keine Pedanten sind (sind sie es, so machen sie jeden Unterrichtsgegenstand langweilig oder peinvoll) und die Behörden die Lecture nicht ungeschickt auswählen. In der Sekunda und Prima muß der Lehrer schon ein arger Pedant sein, wenn er das natürliche Interesse an den politischen Zuständen Roms und den Intimitäten des römischen Familienlebens, die in Ciceros Reden und Briefen lebendig werden, verleiden oder nicht aufkommen lassen kann. Hoffentlich wird auch das griechische Lesebuch von Wilamowitz benutzt, das dem Blick die griechische Erd- und Himmelskunde, Mathematik, Mechanik und Medizin also die Geburtsstätte der europäischen Realwissenschaften, erschließt.

Der Laie in der Pädagogik bildet sich ein, weil der Knabe Schmetterlinge fängt, Käfer und Kristalle sammelt, Geschichten liest und gern bastelt, müßten die Realien reiner Genuß für ihn sein. Nein! Mineralien und Pflanzen korrekt beschreiben, klassifiziren, ihre Namen und Eigenschaften merken, Flugbahnen und die Bahn des gebrochenen Lichtstrahls berechnen, ist für den minder Begabten, den Faulen, eine nicht geringere Pein als die lateinische und die griechische Grammatik. Und Geschichten sind nicht Geschichte. Ich bin in allen Zeitaltern zu Haus, beschwere jedoch mein Gedächtniß nicht mit all den Namen, Zahlen, Staatsaktionen, Erbverträgen, Schlachten, die, ganz belanglos für den Gang der Menschheitentwicklung, in den Schulprüfungen abgefragt werden; und würde ich nach einem der in Gymnasien eingeführten Lehrbücher examiniert, so fiel ich in jeder Prüfung durch. Diese Bücher sind ungeschickt und zum Theil so unverständlich abgefaßt, daß man sie wörtlich auswendig lernen müßte, weil man bei selbständiger Wiedergabe ihres Inhaltes nicht sicher wäre, den Sinn zu treffen. Es ist nämlich ungeheuer schwierig, eine Menge verwickelter Ereignisse und Zustände in ein paar kurze Sätze zusammenzufassen, die zudem ganz uninteressant ausfallen, weil nur das Lebendige interessirt, das Lebendige aber das Ein-

zelne ist, daß in einem Compendium keinen Platz hat. Wenn der Lehrer das Gerippe nicht mit Fleisch ausfüllt (und nicht jeder Lehrer thut es und die Knappheit der Zeit gestattet es auch gar nicht), so ist der Geschichtsunterricht die reine Plage. Wirkliche Geschichte lernt der Schüler nur kennen, wenn er auf eigene Faust zu umfangreichen Werken greift. Vor einigen Jahren fragte ich einen Tertianer, welche Gegenstände ihm die liebsten seien. Latein und Turnen, antwortete er. Es war nicht etwa ein zukünftiger Philosoph oder Dichter oder für sonstige Geisteswissenschaften prädisponirter Mensch, sondern ein lustiger, auß Praktische gerichteter, beinahe banausischer Bursche. Er bestand im Latein gut (auch in der Mathematik), in den neueren Sprachen weniger gut, in Geschichte, Geographie und Naturkunde schlecht. Ich denke mir, weil in den alten Sprachen und in der Mathematik das zu Leistende genau, in Geschichte und Naturkunde nicht genau umschrieben ist, so daß dort ein Mensch, der zwar überhaupt an Wissenstoffen kein sonderliches Interesse hat, der aber gewissenhaft seine Pflicht thun will, weiß, was er zu thun hat, hier nicht.

Und ist denn die Mathematik eine so durchaus vergnügliche Wissenschaft? In meiner Jugend war sie für die Meisten Höllenpein; sie blieb ihnen „Metaphysik“, wie Französinen sagen würden, so daß sie Lehrsätze, Beweise, Formeln auswendig lernen mußten, ohne sich Etwas dabei zu denken. In meinem zwölf Mann starken Abiturientenkursus war außer mir (ich hatte das Glück gehabt, von einem geschickten Lehrer eingeführt zu werden) nur noch Einer, der den Zauber wegbekommen hatte. Jetzt hat man ja wohl bessere Lehrmethoden; dafür wird aber auch mehr verlangt. In meinen jüngeren Jahren kam man für die Physik mit der Elementarmathematik aus; heute wimmelt es in physikalischen Lehrbüchern und Abhandlungen von Differenzialgleichungen und Ernst Mach schreibt, die Physik gewöhne sich, die Beschreibung der Thatsachen durch Differenzialgleichungen als ihr eigentliches Ziel anzusehen. Und nicht Jedem, der die Elementarmathematik bewältigt hat, gelingt es, ins Mystorium der höheren Mathematik einzudringen, das jetzt Dem, der sich über die Fortschritte der Naturwissenschaften auf dem Laufenden erhalten will, den Weg versperrt.

Also eine Qual ist für den Begabten (Unbegabte gehören nicht aufs Gymnasium) das Griechische und Lateinische, die Mathematik sogar in noch höherem Maß, gleich allen Unterrichtsgegenständen nur dann, wenn ungeschickte Lehrer den Unterricht dazu machen. Ein Kinderspiel sind freilich weder die alten Spra-

chen noch Geometrie und Algebra; harte Arbeit erfordern sie. Aber Das ist kein Unglück. Vor siebenzig Jahren hat Frau Emile de Girardin Schulreformer, die den Unterricht zu einem amüsanten Spiel machen wollten, zugerufen: Ihr richtet Unheil an! Die Jugend darf weder leiblich noch seelisch mit Konfekt gefüttert werden. Ein Junge, aus dem ein tüchtiger Mann werden soll, muß es sauer haben (*manger de la vache enragée*). Stramm arbeiten lernen, ist ein Hauptzweck des Schulbesuchs. Die Gesundheit freilich soll durch die Schule nicht untergraben werden. Das geschieht aber auch nicht. In meiner Gymnasialzeit waren wir, Alle, kerngesund, und wenn in den berühmigten Schülerbriefen wiener Abiturienten über Kopfschmerzen Klagen, so werden die wohl nicht vom Sophokles und Horaz herrühren, sondern von der Unordnung des elterlichen Hauses oder von großstädtischen Vergnügungen, welche die jungen Herren ohne ihre Eltern genießen. In meiner Umgebung kann ich beobachten, daß Gymnasiaster für allerlei Liebhabereien Zeit haben. Besonders an katholischen Gymnasten wird Musik eifrig gepflegt und öffentliche Aufführungen beweisen, daß nach dem Urtheil von Kennern Tüchtiges geleistet wird. Von Herzen gönne ich Kindern und jungen Leuten das Glück, das heutige Panderziehungsheime in Verbindung mit vortrefflichen Unterrichtsmethoden gewähren; aber allen ohne Ausnahme möchte ich es nur etwa ein oder zwei Jahre wünschen: zur Aufspeicherung eines Vorrathes von Lebensfreude und Lebensmuth; wer seine ganze Jugend in einem solchen Paradies verlebt hat, ist für die Härten des Lebens, wie diesekun einmal ist, schwerlich gerüstet.

Leiter solcher Heime, begeisterte Freunde der Jugend, haben sich zu der Forderung verstiegen: Fort mit dem Ballast der Vergangenheit, der die Seelen unserer Knaben und Mädchen beschwert! Auf seine Gegenwart allein richte der Schüler seine Sinne und sein Sinnen! Nach reiflicher Ueberlegung werden sich diese edlen Männer wohl selbst sagen, daß ihnen im enthusiastischen Flug der Boden der Wirklichkeit unter den Füßen entchwunden ist. Der Mensch ist nicht, wie das Thier, ein Gegenwartgeschöpf: nicht eine fertige und unveränderliche Gegenwart findet er vor, sondern nach einem Zukunftideal baut er sich aus dem Material, das die Vergangenheit liefert, seine Gegenwart selbst*). Und er ist

*) Am Abend des Tages, wo ich Das geschrieben hatte, las ich im Schlußkapitel von Disraelis *Sibil*: It is the past alone that can explain the present, and it is youth that alone can mould the

Geist. Der Einzelgeist aber lebt von anderen Geistern, nährt sich von ihnen. In der Kindheit ist oder trinkt er zuerst seine Mutter, dann seine Gespielen, Onkel und Tanten, dann seine Lehrer; und zuletzt, lesend, die bedeutenden Geister aller vergangenen Zeiten. Ein großer Geist wird man nur durch das Verzehren vieler Großgeister (durch quantitative Aufnahme ein Gelehrter; das Genie verändert durch Assimilirung die Qualität des Aufgenommenen). Gewiß erzeugt auch die heutige Gegenwart Verspeisenswerthes, aber was unsere Mitlebenden (abgesehen von der Technik) leisten, verdanken sie der Vergangenheit; und Männer, die den Großgeistern des Alterthums, des Mittelalters, des acht- und neunzehnten Jahrhunderts an die Seite gestellt werden könnten, haben wir noch nicht.

Und läßt es sich denn denken, daß einem gewedten Jungen, der vom Hügel herab die Landschaft beschaut, die Linien nicht auffallen sollten, die „in den Teppich der Flur Demeter gewirkt“ hat? Daß sie ihm nicht viel zu fragen geben sollten? Damit aber geräth er tief in die Vergangenheit hinein, denn man muß ihm sagen, daß nicht eine Demeter die Kunst des Acker- und Gartenbaues vom Himmel gebracht hat, sondern daß vor tausend Jahren Mönche sie gelehrt haben, die sie von den Römern gelernt hatten. Und ist es denkbar, daß in einem nicht ganz stumpfsinnigen jungen Menschen beim Anblick des Breslauer Rathauses, des freiburger Münsters, des Parthenons oder der Münchener, der Berliner Nachbildungen griechischer Tempel nicht der Wunsch aufstiege, zu erfahren, wie die Menschen ausgesehen und gelebt haben, die diese Wunderwerke zu schaffen vermochten? Ein künftiger Architekt, der reiner Gegenwartsmensch werden sollte, müßte in frühester Jugend mit Arbeitern, Werkzeug und Material, aber ohne Bücher und Bilder auf eine wüste Insel verbannt werden; und es wäre interessant, zu erfahren, ob die Gebäude, die ein solcher Robinson errichten würde, dauerhafter, nützlicher und schöner sein würden als unsere alten Tempel, Kirchen, Paläste und gewöhnlichen Wohnhäuser. Gerade Gegenwartsmenschen sind es, amerikanische Milliardenäre, die einen verrückten und verwerflichen Vergangenhzeitkult in Mode und zur Herrschaft gebracht haben: die Ueber-

remedial future. Eine Selbstverständlichkeit, die mit Citaten stützen zu wollen, als lächerlich pedantische Schulfuchserie erscheinen mag. Aber so lange Schwärmer die in Jahrtausende langer Lebenserfahrung errungenen Grundwahrheiten umzustößen sich bemühen, müssen sie immer wieder gestützt werden.

Schätzung der Antiquitäten. Sie zahlen ungeheure Summen für Kunstwerke und Erzeugnisse des Kunsthandwerks, nicht, weil sie kulturgeschichtlich werthvoll oder schön oder als Muster zu gebrauchen, sondern, weil sie alt sind. So ist es gekommen, daß auch unsere reichen Leute oft nur alte Sachen kaufen, die lebenden Künstler aber hungern lassen und daß der Staat Tausende für eine alte Zinnkanne hinauswirft, den lebenden Kunsthandwerkern aber mit seinem Submissionswesen das Fortkommen erschwert, wie im September 1913 auf dem Kongreß deutscher Kunstgewerbetreibenden und Handwerker der Hofzeichner Rimbel in einem passenden Vortrag geklagt hat. Den mit historischem Sinn begabten und historisch gebildeten Mann kann solche Narrheit nicht anwandeln; er weiß, was jede Erscheinung der Vergangenheit werth und wozu sie in der Gegenwart zu gebrauchen ist.

Daß die griechische Philosophie ein Grundbestandtheil des Christenthums ist, wissen die Theologen, und daß die moderne Christenheit den Verkehr mit den Alten braucht, als Gegengewicht gegen religiösen und Rassenfanatismus wie gegen amüsantes Geschäftsbanausenthum, habe ich oft gezeigt. Eines nebenächlichen, doch nicht ganz unwichtigen Nutzens sei noch gedacht. Der humane Mensch empfindet als Wohlthat (und die Anderen fördert es in der Humanität), wenn man auf Stunden in eine Welt zurückkehren kann, wo eine über straffe Muskeln gespannte reine Haut die geehrteste Uniform war und wo selbst der Sklave den Vornehmen, den Herrscher nicht anders anredete als Du Perikles, Du Alexander, Du Caesar. Ich ehre unsere Krieger nach Gebühr und halte es für ein Gebot der Staatsweisheit, verdiente Männer mit sichtbaren Auszeichnungen zu belohnen; aber seit das echte und reine Europäerthum der Hellenen und der Römer von dem orientalisirten Byzanz abgelöst worden ist, hat doch die Herrschaft leerer Formen und eilen Prunkes so oft Unheil angerichtet, daß sie mit einer Literatur bekämpft werden muß, in der das allein Werthvolle, der Mensch und sein Charakter, unverhüllt und unverfälscht sichtbar wird.

Einer Schrulle ist noch zu gedenken, weil ein sehr berühmter Mann daran leidet: daß Sprachenlernen verdumme. Die Schulkwelt glaubt aus dem zuvor angeführten Grund noch immer das Gegentheil. Der große Chemiker hält die Vielheit der Sprachen für einen schädlichen Unfug und möchte alle Sprachen durch Esperanto ersetzen. Gelänge es ihm, den Völkern ihre Seelen zu stehlen (Das sind ihre Sprachen), so würde namentlich das Seelenleben der Gebildeten um einen großen Schatz ärmer. Die Seelen

der Völker in ihren Sprachen kennen lernen, gehört zu den feinsten und edelsten geistigen Genüssen. Wie ich mir in der Lecture der alten Klassiker die Hellenen und die Römer wiederbelebe, so zaubern mir die Klänge und die Wortbilder der Sprachen den anmuthigen Italiener, den formkorrekten Franzosen, die Grandezza des Spaniers, den trocknen Humor des matter-of-fact-man lebhaft vor Augen. Dem durch einschränkende Verhältnisse Gebundenen ersetzt solche Lecture die Reisen ins Ausland: zu seinen Landschaft-, Architektur- und Museumsbildern liefert sie ihm die lebendige Staffage.

Gradezu komisch wirkt auf den Kundigen der pathetische Ausruf: Wir wollen doch nicht Römer, sondern Deutsche erziehen! Die Etonboys, die angehenden Regenten des britischen Reiches, lernen außer football, rowing und yachting überhaupt nichts als ein Bißchen Griechisch und Lateinisch, um im Parlament mit klassischen Citaten glänzen zu können. Sind sie keine Engländer? Und wenn sie aus Livius und Tacitus, aus Caesar, Cicero und Horaz Römergeist einathmen, so thut Das doch ihrer „Weltherrschaft“ wahrlich keinen Abbruch.

Reisje.

Dr. Karl Jentsch.



Man studire nicht die Mitgeborenen und Miststrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Werth und gleiches Ansehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Mensch wird das Bedürfniß dazu ohnedies in sich fühlen; und gerade dieses Bedürfniß des Umganges mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höheren Anlage. Man studire immer wieder die alten Griechen! Das Studium der Schriften des Alterthums ist für die Bildung eines Charakters durchaus nicht ohne Wirkung. Ein Lump bleibt freilich ein Lump und eine kleinliche Natur wird durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Gesinnung um keinen Zoll größer werden. Aber ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geistes-
höheit gelegt hat, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das Herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zu ähnlicher Größe heranwachsen. Wir müssen uns hüten, das Bildende stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden. (Goethe.)

Wilhelm und Karoline von Humboldt.

Mitten im Krieg, freilich schon mit der Jahreszahl 1916 bezeichnet, erschien der Schlußband des prächtig ausgestatteten Briefwechsels*) zwischen Wilhelm von Humboldt, einem unserer erlauchtsten Geister, und seiner ebenbürtigen Gattin Karoline. Sieben Bände, jeder über vierhundert Seiten, manche viel mehr enthaltend. Und doch möchte ich gleich dem Bedenken Vieler, daß mit diesem ungeheuren Werk eine zu große Zumuthung an das lesende Publikum gestellt würde, mit der Bemerkung entgegenzutreten: Leset; und Ihr werdet die Zweifel aufgeben. Denn alle Klassen von Lesern, die sich berauschen, die sich belehren, die sich nur unterhalten wollen, kommen auf ihre Kosten.

Die der Anregung Bedürftigen werden befriedigt durch den Liebestaumel, der das Buch durchzieht, durch die zitternde Aufregung der Brautzeit, durch den nachhaltigen Genuß einer langen Ehezeit, die mit dem Zerreißen des Gürtels und Schleiers keine profalsche Ernüchterung eintreten, sondern das Schwelgen in Wonnen, noch über den Tod Karolinen hinaus, andauern läßt. Diese beiden ungewöhnlichen Menschen sparen bis zuletzt nicht an Verliebtenausdrücken. Die gewöhnliche Anrede, mit der sie noch als alte Leute zu einander sprechen, ist: „Liebe Seele“, „Theures Herz“ und Aehnliches. Und vielleicht hat gerade diese Liebeseligkeit, die sich nicht nur in Anreden, sondern auch in längerer Rede ausdrückt, so leicht man sie auch durch die Zeit der Romantik erklären könnte, für Manchen etwas Ermüdendes.

Die Verneifrigen sehen die politische und literarische Bewegung der Zeit, besonders der zwischen 1790 und 1830, an sich vorüberziehen. Sie hören unendlich viele politische Gerüchte und Thatfachen, die schwere Noth der Jahre der Revolutionskriege, der Erniedrigung, der Befreiungskämpfe, der Kriege der Griechen und der polnischen Revolution, der Reaktion, namentlich in Preußen; sie können die staatsmännische und diplomatische Thätigkeit Humboldts, seiner Genossen und seiner Feinde verfolgen.

*) Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Eydom. Berlin, bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Jeder Band ist mit Illustrationen geschmückt; der letzte hat deren acht. Die Art der Herausgabe läßt Manches zu wünschen übrig. Die Anmerkungen sind nicht reichlich genug. Viel Sachliches bleibt unerklärt. Einzelnes ist falsch. Von den ersten Bänden weiß ich, daß sie eine große Leserschaft gefunden haben.

Einzelne Bände sind an solchen Mittheilungen fast überreich; 4, 5 und 6 könnte man als wichtige Quelle für Preußens innere und äußere Geschichte bezeichnen. Sie sind gerade deshalb so ausführlich, weil in diesen Zeiten das Ehepaar Jahre lang getrennt war. Aber die Leser machen auch einen literarischen Kursum durch, in dem sie unseren größten Schriftstellern, Goethe und Schiller, und vielen kleineren begegnen. Die Leser empfangen scharfe oder milde, aber stets weise Urtheile über indische und griechische, französische, spanische, italienische Literatur.

Wer aber gern Familiennachrichten hört, kann dieses Verlangen fast im Uebermaß stillen, denn die Zahl der Personen, mit denen das Paar in Paris, Wien, Rom, Berlin verkehrte, war ungemein groß: Gelehrte, Künstler, Diplomaten, Minister, die Mitglieder der Hofgesellschaft, auch der König mit den Seinen treten vielfach hervor und die Zahl der zu Humboldts Familie Gehörigen und ihr Bekannten scheint uns unendlich.

Die nach Unterhaltung Begierigen endlich werden durch vielfache Anekdoten belohnt, durch die witzige, humoristische Art, die Wilhelm eigen ist, in dem letzten Band mehr als in den früheren. Das scheint uns seltsam. Doch Mancher hat wohl an sich selbst erprobt, daß gerade mit den zunehmenden Jahren, in denen, wie man meinen möchte, der Ernst der Lebensauffassung, im Hinblick auf das nahende Ende, sich verstärkt, die innere Heiterkeit zunimmt und daß eben dieser klare innere Friede sich in Humor ausdrückt. Karoline dagegen bleibt immer ernst und getragen. Und auch Dies ist begreiflich: weil sie, besonders in ihren letzten Jahren, von 1820 an körperlich litt und die Entfernung von ihren Kindern seelisch schwer ertrug. Wilhelm, der Amtsbürde enthoben und in Repräsentationspflichten beschränkt, nur einmal mit einer längeren Thätigkeit, nämlich der Verpflichtung, das königliche Museum in Berlin zu ordnen, belastet, athmet in den letzten Jahren auf. Er weiß munter, manchmal ausgelassen zu erzählen, er charakterisirt sich selbst als „höchst amüsabel“, findet in den kleinsten Vorfällen Anregung zu heiteren Bemerkungen und weiß höchst anmuthig, besonders über seine Rolle als Gutsherr und Hausvater, zu plaudern. Wie er in Ottmachau, dem großen schlesischen Gut, das ihm als Dotation nach seinem Scheiden aus dem Staatsdienst verliehen wurde, und in Burgörner, der thüringischen Besitzung, die ihm von seinem Schwiegervater zugefallen war, die Gänse und Puten verbannt; wie er von einem Ehepaar berichtet, das den Bier- und Weinkeller unter sich theilt, so daß die Frau, wenn der Keller naß ist, auf dem Mann,

der zu dem Zweck Wasserstiefel anzieht, in den Bierkeller hineinreitet; wie er berichtet, daß die Schauspielerin Jagemann, als sie über den Tod eines kleinen Hundes trauerte, von Frau von Krüdener, der bekannten Frömmlerin, das Trostwort empfängt: „Auch diesen Hund werden Sie wiedersehen;“ wie er die neue Frau des Amtmannes durch ein Vergrößerungsglas ansieht, ohne daß sie es merkt, und der Erzählung hinzusetzt: „Agréments von Warzen, Bodengruben und Pickeln kann sie nicht haben“; wie er seine kulinarischen Kenntnisse in die Worte faßt: „Ich weiß nicht, liebes Kind, ob Du auch so wie ich fühlst, welche große Sache es in der Schöpfung ist, daß aus einem Braten, wenn man ihn nicht ganz aufißt, wie von selbst ein Ragout entspringt;“ oder von einem Maler, der ihn in Tegel, seinem väterlichen Gut, besucht: „Seine Donna aber wäre mir papieren lieber gewesen als in der Natur und doch kam ihr die Dämmerung mächtig zu Hilfe.“ Lustig ist auch die Erzählung, wie seine Tochter Gabriele bei einem unerwarteten Besuch in einer halben Stunde fünf Schüsseln zurecht macht; aber, sagt Humboldt, „da wurde auch Alles, was in und um das Haus war, augenblicklich ermordet. Die Maler (die damals im tegeler Schloß zu thun hatten) hat nur ihre Magerkeit gerettet.“

Unererschöpflich ist Humboldt in Kindergeschichten. Der Leser theilt gern das Entzücken des Großvaters über die mannichfachen Bemerkungen der Enkelin Gabriele. Sie sagt, zum Beispiel, Rauchs Venus im Basrelief sei eine arme Frau, die sich an einem Plättchen verbrannt hat. Das selbe Kind nennt sich und sein Schwesterchen die Puppen ihrer Mutter und ruft: „Arme Tante Hedemann! hat keine Puppen, muß sich welche kaufen.“

Humboldt konnte das Bier nicht leiden und muß von der Gattin, über die ihm sonst nichts verborgen blieb, einmal das Bekenntniß hören, daß sie ganz gern, allerdings verstoßen, ein Gläschen Bier trinke. Sie dagegen haßt den Tabak und ermahnt den Gatten, der auch nicht raucht, dem Sohn Hermann, der heimlich raucht, dieses Laster zu verbieten, mit der Begründung: „Es führt zu Gemeinheiten, und wer den Anstrich nicht meidet, meidet auch nicht das Wesen.“

Viel höher als der Rauch der empfindsamen Leser, die Mittheilung vieler Wissenswerthen und die Befriedigung des Unterhaltungsbegriffes ist der Genuß zu schätzen, der aus der Vertiefung in das Wesen der beiden Menschen entsteht. Erlaubt ist das Wort, das man unwillkürlich auf Beide anwendet; nicht etwa in dem gemeinen Sinn, weil Beide, wie man zu sagen

pflegt, hochgeboren waren, mit den vornehmsten Leuten umgingen, Wilhelm die ersten Stellen im Staat einnahm (denn er war viele Jahre Gesandter, Minister und blieb bis ans Ende seines Lebens Staatsrath), sondern erlaucht im geistigen Sinn, in Beziehung auf den Charakter. Beide erscheinen in diesen Briefen, denen man gern mehr Glauben schenkt als den Gerüchten Anderer, als Menschen, die alle Erdschwere von sich abgethan haben.

Wilhelm und Karoline lebten in der Kunst und mit dem Alterthum. Nicht nur in dem Sinn, daß Alles, was Kunst heißt (außer der Musik, die bei ihnen einen ziemlich schmalen Platz einnimmt), von ihnen geschätzt und geliebt wurde. Andere Menschen begnügen sich mit gelegentlichem Anschauen von Bildern; ja, es giebt Kunstfreunde und Kunstgelehrte genug, die in ihren Privaträumen Kunst entbehren können; diese Zwei aber suchten nicht nur auf ihren Reisen Kunstgegenstände auf, sondern betrachteten es geradezu als Lebensselement, sich mit Kunstdenkmälern zu umgeben: sie schmückten die Säle des tegeler Hauses mit all dem Wunderbaren, das sie im Ausland erworben hatten; die Errichtung eines Museums im tegeler Schloßchen war eine Hauptangelegenheit ihrer letzten Jahre.

Beide Korrespondenten sind treffliche Deutsche. Sie öden freilich weder sich noch die Leser mit wohlfeilen patriotischen Redensarten, aber sie handeln deutsch. Wilhelm wahrt die Erinnerung an den achtzehnten Oktober, den Tag der großen Völkerschlacht, und noch 1821, in dem Jahr, da Napoleon starb, läßt er die Erinnerungsfeyer hoch auslobern und schreibt: „Heute machen wir große Feuer. Wir wenden viel Oel und Holz an die Schlachterinnerung. Aber ich beschütze Das sehr; auch sollen die Feuer des achtzehnten Oktobers immer in Tegel glühen, wenn sie längst schon verlobert sind. Es wird nicht so bald ein so schöner Tag wiederkehren. Dafür sorgen die Menschen schon.“

So gut Beide Französisch sprachen und schrieben, sie ereifern sich doch gegen die französische Sprache der Hofleute und mancher adeligen Familien. Empört schreibt Wilhelm: „Wenn die Menschen nur Deutsch schreiben wollten! Und die Tochter von Leopold Stolberg brauchte wirklich es nicht zu verschweigen.“

In Beiden ist nichts Gemeines; selbst ihre gewöhnlichsten Beschäftigungen erhalten etwas über das Niedrige Herausgehendes. Gewiß waren sie einfache Menschen; wenn auch Karoline einmal ganz naiv die Erkrankung eines Pferdes bedauert, weil diese sie hindere, mit Vieren zu fahren, wenn sie auch im Ganzen wie große Herren lebten, in prächtigen Räumen, von Dienern um-

geben, wenn die Frau auch, ihrem Range gemäß, vornehm reiste und sich prächtig kleidete: er gab sich gern einfach und trennte sich nicht einmal von seiner grünen Kutsche, die nicht die mindeste Ähnlichkeit mit einer Staatskarosse hatte.

Zu dem wahrhaft erhabenen Sinn, der das Ehepaar kennzeichnet, gehört die Art ihres Verkehrs mit hervorragenden Menschen, ihre Demuth vor der geistigen Bedeutung Anderer, Goethes und Schillers, die Bewunderung der Griechen, die Verehrung der Indier. Die Meisterwerke der Weltliteratur, nicht nur die aus den Sprachen der genannten Völker, sind Beiden das tägliche Brot. Wenn sie auch öfter und schärfer, als man wünschen möchte, das Menschliche und Kleinliche, etwa bei Goethe, hervorheben, so bleibt ihnen doch die Freude und Ehre, mit ihm zu leben.

Von Karoline hat Humboldt gesagt: „Ich fühle, was sie mir jetzt ist, ist doch nur erst ein Schatten von Dem, was sie mir sein wird. Ihre Seele ist zu groß und reich, als daß die meine sie schon jetzt ganz zu fassen vermöchte. Es ist zu viel in ihr, als daß jedes Schöne in ihr Etwas in mir finden könnte, womit es sich gattete. Ich bin nicht unruhig darüber; die Liebe giebt allen Dingen die Farbe des eigenen Gefühls, und verliert einmal, wenn wir Beide alt werden, diese Liebe bei ihr die Gluth, die den Genuß jetzt so schwärmerisch entzündend macht, so bleibt es ihr, mich durch sie glücklicher zu sehen. Doch immer werde ich mehr durch sie als sie durch mich genießen.“ Und Karoline schreibt ihrer Tochter Adelheid über den Vater: „Je mehr man Humboldt kennen lernt, je tiefer, desto mehr wird er ein Gegenstand unendlicher Liebe und Achtung, denn einen reineren Zusammenhang wahrer Güte (denn die wahre ist immer mit innerer Stärke und Klarheit gepaart) und geistiger Gaben sah ich nie und gewiß steht er darin unübertroffen und unübertrefflich.“

Professor Dr. Ludwig Geiger.

Keiner hatte so wie Wilhelm von Humboldt in den Ideen und Gestalten der klassischen Dichtung geschwelgt. Keiner unter allen Nordländern. Hand von. Universitäten. von. Unvergleichlich. „a. rah, von. Velsen. allseitige Geist, der, heimisch in allen Freuden der Sinnlichkeit und auf allen Gebieten des Denkens, zugänglich jedem Eindruck und doch immer gesammelt und ganz bei sich selbst, „das wahrhaft schöne, von Kälte und Schwärmerei gleich ferne Dasein“ des ganzen Menschen führte. Das Idealbild der freien Persönlichkeit ward Fleisch und Blut in diesem Aristokraten des Geistes. Mit kühnem Idealismus verband er von früh auf ein sicheres Verständniß für die harten Thatfachen des historischen Lebens. (Treitschke.)

Devisen.

Die amtliche Regelung des Handels in ausländischen Zahlungsmitteln (Geldsorten, Noten, Auszahlungen, Checks, kurzfristigen Wechseln) soll zunächst einen Schönheitsfehler beseitigen. Daß der börsenmäßige Werth des Geldes in neutralen Ländern sich in einen schädlichen Gegensatz zur deutschen Währung gestellt hatte, war als Folge des Krieges hingenommen worden. Im Anfang wurde nur von Kennern und am Geschäft Betheiligten darüber gesprochen. Wer kümmert sich denn im Frieden um den Devisenhandel? Doch nur ein paar besonders gut: Rechner, die sich gern im Labyrinth der Geldprobleme ergehen. Wenige Namen wurden genannt, wenn nach den Größen des internationalen Geldmarktes gefragt worden war. (Arthur Fischel war einer der feinsten Künstler im Währungsbereich.) Da verkündeten die Feinde den Zusammenbruch der deutschen Währung, die das mächtige Reich endlich in den Winkel treiben werde. Denn die deutsche Reichsmark wurde nicht so oft verlangt wie Dollars oder Gulden. Natürlich verschwieg man, daß es dem russischen Geld (für 10 Pfund Sterling zahlt man in London 160 Rubel, während der normale Preis 95 Rubel beträgt: ein Disagio von 70 Prozent) noch schlechter geht als dem deutschen. Nur unser Geldkurs wurde Tagesgespräch. Leute, die früher das Wort Devisen nie gehört hatten, erörterten nun plötzlich ernsthaft das Schicksal der deutschen Währung und das unfreundliche Verhalten der ausländischen Zahlungsmittel; und diese „Popularisirung“ eines besonderen Falles hat wohl mit dazu beigetragen, daß eine Regelung der Angelegenheit verlangt wurde. Dieser Wunsch war zugleich ein Ausdruck der Erkenntniß, daß die Werthung der deutschen Valuta im Ausland mit dem finanziellen Zustand des Deutschen Reiches nichts zu thun habe. Die Golddecke der deutschen Banknoten war stets größer als das gesetzliche Mindestmaß der gesamten metallischen Sicherheit. Da ließ sich die behauptete Schwäche der deutschen Währung schwer beweisen. Der Plan eines Gegenangriffes auf die ausländischen Zahlungsmittel entstand und der Bundesrath erließ eine Verordnung, die nun in Kraft getreten ist.

Die Regelung des Devisenhandels kann nicht jede Ursache des Kursrückganges weg schaffen. Wo der Gegensatz zwischen deutschem und ausländischem Geld auf der besonderen Gestaltung des Außenhandels und der Zahlungsbilanz beruht, ist er behördlicher Anordnung unerreichbar. Deutschland führt mehr Güter ein als aus; also fehlt die Möglichkeit, den größten Theil des Importes durch die Lieferung einheimischer Waaren auszugleichen. Der in barem Geld zu bezahlende Ueberschuß der Einfuhr hat sich im Krieg sehr vergrößert. Wir brauchen viele ausländische Zahlungsmittel. Die Nachfrage steigerte sich, während im Ausland nur geringer Begehr nach deutscher

Auszahlung war. Verschlimmert wurde dieser Zustand durch die Unfruchtbarkeit deutscher Guthaben und Forderungen im Ausland. Daß die Feinde jede Leistung verboten, war vorauszusetzen. Aber auch die Neutralen schützten sich durch Moratorien. Zinsen und Kapitalerträge aus dem Bereich der fremden Staaten sind selten geworden. Daß Deutsche Reich hat die allgemeine Aufhebung der Zahlspflicht verschmäht. Sogar die Feinde sind erst unter das Verbot gekommen, als sie selbst gegen die deutschen Guthaben vorgegangen waren. Was sonst an ausländischen Geldern da war, konnte gekündigt und abgehoben werden. Handels- und Zahlungsbilanz blieben den Möglichkeiten einer Reform entrückt; und vielleicht wäre nie eine gekommen, wenn sich die Entwerthung des Marktpreises auf die natürlichen Ursachen beschränkt hätte. Da konnte man sagen: „Was kümmert uns, zu welchem Kurs die Mark in Holland oder in der Schweiz gehandelt wird! Kein erwachsener Mensch wird glauben, daß die Niederländer oder die Eidgenossen höher im geschäftlichen Kredit stehen als das Deutsche Reich.“ Aber die Spekulation und die Arbitrage bemächtigten sich der Hauffe in ausländischen Zahlungsmitteln. Die Kunst vervollständigte, was die Natur begonnen hatte. Die Spekulanten kauften fremde Geldsorten, Noten, Wechsel, um von neuer Preissteigerung Vortheil zu haben. Die Arbitrageurs wieder kauften Auszahlung auf New York, Holland, die Schweiz in Berlin. Deutschland wurde Durchgangspfad für den neutralen Arbitrageverkehr. So weit Guthaben vorhanden waren, sprach kein Gesetz dagegen. Gefahr entstand erst, als England diesen Weg benutzte, um durch Ankauf fremder Devisen in Berlin den Kurs in die Höhe zu treiben.

Die Engländer haben sich vielfach um die deutsche Valuta bemüht. Sie kauften auch deutsche Marktwchsel auf und warfen große Posten auf den Markt, um den Preis zu entwerthen. In holländischen Zeitungen erschien eine Anzeige, die 17 Millionen Mark deutschem Geldes zum Kurs von 41 Gulden für 100 Mark anbot; der amtliche Kurs war damals 41½ Gulden. Zweck: die deutsche Valuta möglichst schlecht zu machen. Hätte Jemand die Lieferung der 17 Millionen zum angebotenen Kurs verlangt, so hätte er eine Ueberraschung erlebt. Zu den Spekulanten gesellten sich die Angstmeier: Geschäftsleute, die Waaren vom Ausland bezogen und, aus Furcht, der Kurs könne noch höher steigen, sich größere Summen fremder Devisen hinlegten, als sie brauchten. Durch solche Panikgeschäfte wurde die Gestaltung des Begehres ungünstig beeinflusst. Schlimm war auch, daß die Industrie zu früh an die Beschaffung von Rohstoffen für die nächste Friedensarbeit dachte. Große Mengen solcher Güter, deren Bestände knapp geworden waren, sind auf Vorrath gekauft und ganz bezahlt worden, obwohl in den meisten Fällen erst nach dem Kriege geliefert werden kann. Diese Kaufleute vergaßen, trotz ihrer guten geschäftlichen Schulung, daß Geld eine Waare ist, die sich eben so wenig aus den Banden von Angebot und Nachfrage lösen läßt wie jedes andere

Tausch- oder Verbrauchsgut. Niemand leugnet, daß die Frage der Rohstoffanschaffung für die erste Friedenszeit eine der wichtigsten ist. Bei der intensiven Wirthschaft, die der Krieg fordert, werden die Vorräthe aufgezehrt. Der spätere Ersatz aber hängt in seinem Umfang von dem ihm vorangegangenen Verbrauch ab. Fraglich ist nur, ob die Aufgabe bewältigt werden kann, wenn jetzt schon vorsichtlos bestellt und bezahlt wird. Man muß doch erst wissen, wie Welt und Wirthschaft, geschäftliche Beziehungen und Märkte, nach dem Krieg aussehen werden. Dem Ausland wäre es natürlich sehr lieb gewesen, wenn die Lieferungsverträge zu den alten Preisen abgeschlossen worden wären. Je schlechter der Kurs der deutschen Mark im Ausland war, desto höher stieg der Werth der an Deutschland zu liefernden Waaren. Und bei seinen Bezügen deutscher Produkte gewann das Ausland. Wurde ihm der Preis in Mark berechnet, so bekam es, beim Einkauf der Markwechsel, für sein eigenes Geld mehr, als in Friedenstag zu erlangen war. Der deutsche Verkäufer konnte sich gegen solche Verluste dadurch schützen, daß er den Preis in ausländischer Währung berechnete oder dem Marktpreis die Kursdifferenz zuschlug. Die neutralen Geschäftsfreunde sind aber gegen jede Aenderung des deutschen Geldwerthes sehr empfindlich. Schweizerische und norwegische Importeurs sahen in dem deutschen Ausfuhrverbot für Stabeisen und andere Eisenarten eine Schädigung ihrer Lebensbedingungen: weil verfügt worden war, daß alle noch unerledigten Abschlüsse nichtig seien. Die alten, für Deutschland ungünstigen Verkaufspreise wurden durch Preise ersetzt, die dem wirklichen Werth des deutschen Geldes entsprachen; und diese Regelung, die mit der Devisenreform zusammenhing, ist von den fremden Abnehmern als eine Störung des Friedens aufgefaßt worden. Die neuen Vorschriften für den Devisenhandel erschweren den geehrten Feinden und Neutralen das Geschäft, aus Deutschlands Haut Riemen zu schneiden.

Spekulationsgeschäfte von Berlin hören nun auf; denn der Devisenhandel ist unter Aufsicht gestellt. Wer heute in Deutschland ausländische Zahlungsmittel kauft, wird auf Herz und Nieren geprüft. Scherze nach englischer Art giebt's nicht mehr. Die neue Ordnung schafft ein Monopol für sechsundzwanzig deutsche Bankinstitute, die allein das Recht zum An- und Verkauf ausländischer Geldsorten, Banknoten, Wechsel und Checks haben. Daß diesen Bankfirmen ein Vorrecht geschaffen wurde, hat anfangs verstimmt; die nicht theilhaftigen Bankiers fühlten sich in ihrer geschäftlichen Freiheit und in einem Theil ihrer Erträge bedroht. Aber es war nicht möglich, die Begrenzung des Devisengeschäftes zu umgehen, wenn künftigen Mißbrauch vorgebeugt werden sollte. Nur, wenn die Reichsbank den ganzen Handel in ausländischen Zahlungsmitteln übernommen hätte, wäre das Bankenmonopol zu vermeiden gewesen. Aber die Reichsbank konnte das Devisengeschäft nicht an sich ziehen, weil ihr, außer dem Personal, die technischen Voraussetzungen fehlten. Zur Beherrschung des internatio-

nalen Geldmarktes gehören geschulte Köpfe, lange Erfahrung, ausgedehnte Verbindungen. So wurden denn geachtete Firmen in Berlin, Frankfurt und Hamburg auserwählt und der Reichsbank die Aufsicht übertragen. Eine Bereicherung auf Kosten der nicht privilegierten Banken und Bankiers ist nicht möglich. Alle, die früher den Handel mit Valuten trieben, können es auch weiter thun; nur sind sie nicht mehr Selbstkontrahenten, sondern Vermittler. Und die Vergütung ist so berechnet, daß der Kunde keinen Vortheil davon hat, wenn er den Bankier übergeht und sich an eine der Devisenbanken wendet. Wenn ein Geschäftsmann in München schweizerische Frankenwechsel braucht, wird er nicht nach Frankfurt oder Berlin schreiben, sondern durch seinen münchener Bankier die Auszahlung besorgen lassen. Natürlich wird der Einwand gemacht, der Weg zur Beschaffung ausländischer Wechsel oder Checks sei so weit, daß der Geschäftsmann, der im Ausland Einkäufe machen will, vielleicht zu spät kommt und die Waare nicht mehr findet. Die Praktiker werden entscheiden, wie eine Beschleunigung erzielt werden kann. Nur sollten die Kritiker nicht vergessen, daß Nothverordnungen nicht Bequemlichkeit schaffen können und daß jezt das Wichtigste war, die geilen Triebe des Devisengerankes abzuschneiden. Auch die Schmalheit der Gebühren muß ertragen werden. Jeder Bankier, der Sinn für das Wohl des Vaterlandes hat, wird zugeben, daß von der Höhe seiner Provision allein die Rettung des Staates nicht abhängt. Eine andere Sorge bereitet die Wahrung des Geschäftsgeheimnisses. Wäre der den Devisenhandel vermittelnde Bankier gezwungen, den Privilegierten Auskunft über seine Geschäftsverbindungen zu geben, so könnte er fürchten, daß sie ihm abgelistet werden. Deshalb bestimmt die Verordnung, daß der Reichsbank, auf Verlangen, über Inhalt und Zweck des einzelnen Devisengeschäfts Auskunft gegeben werden muß. Die Einfuhr von Luxusgütern soll eingeschränkt werden. Um den Begriff des „Luxus im Krieg“ amtlich zu erläutern, wird wahrscheinlich eine Liste solcher Gegenstände veröffentlicht werden, auf deren Einfuhr verzichtet werden muß. Die Leute, die am Krieg gut verdient haben, werden die Absperzung vom russischen Caviar oder von der Henry Clay vielleicht, als Eingriff in ihr Seelenleben, tadeln; aber das Wohl des Reiches verlangt auch dieses Opfer. Schwieriger als die Beschränkung des Imports ist die Steigerung der Ausfuhr. Außer den Verboten hindert auch die Vorsicht, freigiebig im Liefern begehrter deutscher Artikel zu sein. Die Engländer möchten gern deutsche Halbfabrikate haben; ihren Versuchen sind die deutschen Behörden auf die Spur gekommen. Die neue Verordnung für den Eisenexport will die Feinde hindern, sich über das neutrale Ausland mit deutschem Eisen und Stahl zu versorgen. Daß des Gegners Materialnoth nicht gelindert werden darf, versteht sich von selbst. Das erschwert die Vergrößerung der Güterausfuhr. Die Zahlungsbilanz kann aber auch durch den Verkauf ausländischer Werthpapiere gebessert werden. Wie groß der

deutsche Besitz noch ist, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls groß genug, um Guthaben im Ausland zu gewinnen, mit deren Hilfe die zu leistende Zahlung ausgeglichen und die Nachfrage für Marktwchsel gesteigert werden kann. Mehr brauchen wir für den Augenblick nicht.

Die schlimmsten Ausschreitungen der fremden Wechselkurse haben aufgehört. Die Spekulation wurde schon wankelmüthig, als das erste Gerücht von amtlicher Regelung des Devisenhandels auslachte. Damaß wichen die Kurse von ihrer stolzeſten Höhe; und ſie ſind nicht wieder auf den Gipfel geklettert. Heute giebt's keine Geheimniſſe mehr. Täglich werden in Berlin amtliche Börfenkurſe für eine Reihe fremder Wechſel veröffentlicht. Der Zauber des Unbekannten iſt geſchwunden. Das Publikum nimmt Anſchauungsunterricht und läßt ſich durch anglofranzöſiſche Erdbebenschilderungen nicht mehr täuſchen. Der Spekulant iſt außer Betrieb geſetzt. Wenn es gelingt, ausreichende Beſtände an Deviſen zu ſchaffen, wird auch der Mangel an genügendem Angebot milder heſtig einwirken. Die Kriegskurſe ganz zu beſeitigen, iſt nicht möglich. Gut aber, daß die Feinde nicht mehr glauben können, ihrer Mädlerei ſei die deutſche Währung in Kriegszeit



Je höher ein Staat im Weltansehen ſteigt, je größere Macht er ſehen läßt, deſto ſicherer iſt ringsum das Wachſthum des Neides; man ſinnt ihm Verderben und ſucht es eines Tages durch Krieg zu erwirken. Bebrohung, Beſchimpfung des Gegners wird der in hohem Sinn Kluge meiden; ſie ſchwächen Den nicht, der doch geſchwächt werden ſoll. Drohung mahnt den Gegner zu vorſichtigem Handeln, Schimpf nährt ſeinen Haß und ſteigert ſeine Luſt zu Vertheidigung und Angriff. Hoffnung auf Sieg und Uebermuth nach Sieg treibt leicht in Worte, die den Feind ſchänden ſollen, eben ſo leicht aber in Thaten, die ſich nachher als Fehler erweiſen. Schlecht verwalteten Staaten bringt der Sieg keine Frucht; die Staatskaſſe leert ſich, das Volk verarmt, kann alſo vor neuer Feindſchaft nicht wirksam geſchützt werden: und der Feind hat die Niederlage bald überwunden. Sieg erſetzt nicht, was Verarmung nahm; auf ein Spiel, in dem der mögliche Gewinn niemals ſo groß werden kann wie der ſichere Verluſt, läßt der Kluge ſich nicht ein. Lieber begnügt er ſich mit halbem Sieg; wer ganzen zu haſchen trachtete, iſt auf ſolcher Jagd manchmal in den Abgrund geſtürzt. Auch als Herrſcher darf man ja nicht vergeſſen, daß der Wille eines Mächtigen, einer Partei im Streit zwar den Beginn, doch nicht immer das Ende eines Krieges zu erzwingen vermag. (Machiavelli.)



Dankbare Liebesgabe!
Kriegsteilnehmer
finden sicher Nerven-
beruhigung durch

„Ohropax“

Geräuschschützer

D.R.G.M. 155 909

D.R.G.M. 320 908

...welche den Gehörgang
gegen lästige Geräusche u. Lärm abschlie-
ßen; besonders anzuwenden während des
Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf
dem Krankenlager, vor allem im Kriege.
Schachtel M. 1.—, 7 Sch. M. 6.—. Zu haben
in Apotheken, Drogerien, Bandagen- und
Gummigeschäften. Alleinfabrikant Apoth.
Max Negwer, Berlin 150 Bülowstr. 56.

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., unschadl.,
Ungeleferesche z.
Pulv. für 6 Hemd. 1 M. Parus, Hamburg 304.

In der
britten Familien-
wohlt man Halling
durch die

**Woff'sche
Zeitung**

Leblich SW 68, Villenpark

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Hamstrinkkur bei Nierengries
Gicht, Stein, Elweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach
den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung
seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende
Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von
hoher Bedeutung.

== 1913 = 14,664 Badegäste und 2,278,876 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Im Inseratenteil der heutigen Nummer veröffentlicht die **Bant für Handel und Industrie (Darmstädter Bant)** die Liste ihrer Groß-
berliner Depositionskassen, worauf wir Interessenten besonders hinweisen.

Preussische Pfandbrief-Bant. In der heutigen Sitzung des Auf-
sichtsrates wurde beschlossen, bei der auf den 26. cr. anzuberaumenden
Generalversammlung die Verteilung einer Dividende von 7% wie im
Vorjahre, zu beantragen. Der Geschäftsbericht wird demnächst erscheinen.

Steuerberatung. Unser Steuersystem ist so kompliziert, daß es
kein Laie beherrscht. Sachmännischer Rat ist daher für jeden Steuer-
pflichtigen unentbehrlich. Zuverlässigen Beistand in allen Steuerfragen
bietet das Steuerkontor G. m. b. H., Berlin SW 11, Großbeerenstr. 96,
welches unter sachmännischer Leitung nur steuertechnisch ausgebildete Kräfte
beschäftigt. Es erledigt alle Arbeiten steuerlicher Art; es sorgt, daß keine
Gefahren durch unrichtige Angaben, Fortsetzung, alle Willkür, an... prüft die...
gegebenen Steuern und führt für den Steuerpflichtigen alle Rechtsmittel
durch. So schützt es den Steuerpflichtigen einerseits gegen Versäumnisse
und Strafen, andererseits gegen zu hohe Steuerveranlagung und beseitigt
die Unsicherheit und Nervosität, welche jeden mehr oder weniger in Bann
hält. Mit anderen Worten: das Steuerkontor denkt und handelt für den
Steuerpflichtigen, damit dieser sich ganz anderen Sachen zuwenden kann
in dem beruhigenden Bewußtsein, durch das Steuerkontor in allen Steuer-
dingen auf die denkbar beste und vorteilhafteste Weise vertreten zu sein.

Hervorragende Kunstwerke in tadellosen Mappen bzw. Prachteinbänden.

statt
Ladenpreis

Gemäldegalerie Baron Bruckenthal in Hermannsstadt. 40 Kunstblätter 26:33 cm und Text von Kustos M. Csaki. Wien. In Mappe . . .	M. 20,— für M. 8,50
Goya, Francisco de, Tauromachie. 43 Kupferdruck-Gravuren mit begleitendem Text von Valerian v. Loga. Berlin. Folio. Pgtbd. . .	M. 50,— für M. 30,—
Handzeichnungen alter Meister aus verschiedenen Sammlungen, vorwiegend aus Privatbesitz. Faks.-Reprod. in unveränderlichem Lichtdruck herausgeg. von Hugo Helbing. München 1902. Lief. 1 enth. 70 Tafeln von 40:54 cm in Mappe	M. 55,— für M. 20,—
Handzeichnungen alter Meister der holländischen Schule. 40:30 cm. Haarlem, Kleinmann & Co. 100 Blatt in 1 Ledermappe.	M. 75,— für M. 40,—
Rembrandt, Harmensz van Ryn. 100 Handzeichnungen auf starkem Karton in eleganter Mappe. Leipzig. 37:35 cm.	M. 100,— für M. 35,—
Singer, Prof. Dr. Hans W., Unica und Seltenheiten im kgl. Kupferstichkabinett zu Dresden. Leipzig 1911. 50 Tafeln mit Text. 4 ^o . Kart.	M. 12,— für M. 6,50
Schwarz-Weiss. Ein Buch der zeichnenden Kunst, herausgeg. vom Verbands deutscher Illustratoren. Berlin 1903. 203 S. Folio. O. Lbd.	M. 4,— für M. 2,—
Ostade, Adrian von. 20 Blatt Handzeichnungen. Gr. 4 ^o . In Mappe. Haarlem, Kleinmann & Co.	M. 20,— für M. 7,50
Münsterberg, Oskar, Japans Kunst. Mit 161 Textabbildungen und 8 Tafeln in Farbendruck. Braunschweig 1908. 104 S. Lex. 8 ^o . Lbd. . .	M. 4,50 für M. 3,—
Fleischig, E., Tafelbilder Lucas Cranach d. Ä. und seiner Werkstatt. 129 Folio-Taf. in Lichtdr. m. Text. In Mappe. Gr.-Folio. Leipzig, E. A. Seemann	M. 70,— für M. 37,—
Fünfzig historische Kostüm- und Volkstrachtenbilder. Format 18:24 cm. Berlin. In Mappe aus der Sammlung Lipperheide, Berlin . . .	M. 50,— für M. 15,—
Gemäldegalerie Speck von Sternburg in Lützschena. Separatausgabe der kunsthistorischen Gesellschaft für Photographische Publikationen. 40 Aufnahmen ausgewählter Meisterwerke mit Text von Dr. Felix Becker. Leipzig 1904	M. 70,— für M. 20,—

Lieferung erfolgt franko gegen Nachnahme
oder Voreinsendung des Betrages durch

A. Schumann's Verlag
Leipzig, Königstr. 23.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Salzbrunner Oberbrunnen

seit Jahrhunderten

heilbewährt bei Katarrhen, Gicht
und Zuckerkrankheit

Versand durch Gustav Striebel, Bad Salzbrunn i. Schl.

WEIN - STUBEN - HUTH

WEINGROSSHANDLUNG

BERLIN W: POTSDAMER STR. 139

EOKE LINKSTRASSE, NAHE PLATZ

DIE NEUEN RÄUME IM ERSTEN STOCK SIND ERÖFFNET

Zucker-Krankheit jetzt heilbar ohne besondere Diät. Von zahlreichen Aerzten erprobt und glänzend begutachtet. Hunderte freiwilliger Dankschreiben Gehälter. Bei Nichterfolg Geld zurück. Broschüren kostenlos durch Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen 329 bei Gassen (L.) (Die ganze Kur kostet nur einige Pfennige pro Tag).



Einzig in feiner Art

**Wagners
Saar-Kiesling**

Centralverkaufsstelle für Deutschland: Berlin W. 30.

Alleinige Anzeigeng- „Die Zukunft“

Annahme der Wochenschrift durch

Max Kirstein

Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

BANK FÜR HANDEL UND INDUSTRIE (DARMSTÄDTER BANK)

Akt.-Kapital u. Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: BERLIN

Schinkelplatz 1—4

Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten:

- | | |
|--|---|
| A) Schinkelplatz 1—4 | Q) Lichterfelde-West,
Karlstraße 1—2 |
| B) Charlottenstraße 29—30 | R) Zehlendorf (Wannsee-
bahn), Hauptstraße 1 |
| C) Victoria-Luise-Platz 6 | S) Friedrichstraße 46 |
| D) Halensee-Grünwald,
Hobrechtstraße 1 | T) Turmstraße 33 |
| E) Schillstraße 7 | U) Potsdamer Straße 16 |
| F) Jerusalemer Straße 19-20 | V) Spandauer Brücke 1 |
| G) Ritterstraße 81 | W) Potsdamer Straße 56 |
| H) Charlottenburg,
Berliner Straße 142 | X) Hohenzollerndamm 206 |
| I) Schönhauser Allee 145 | Y) Belle-Alliance-Platz 6 |
| K) Frankfurter Allee 57 | Z) Skalitzer Straße 135 |
| L) Vermögens-Verwaltungs-
stelle, Unt. d. Lind. 54-55 | AB) Reichskanzlerplatz 3 |
| M) Chausseestraße 22 | BC) Bayerischer Platz 2 |
| N) Königstraße 25—26 | CD) Beuthstraße 1 |
| O) Köpenicker Straße 110 | DE) Kurfürstendamm 52 |
| P) Kurfürstendamm 26a | EF) Zehlendorf (Wannsee-
bahn), Seestraße 53 |

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte